

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

Dienstag, 9. Januar.

1917.

## Der Bojar.

(16. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnyh.

(Nachdruck verboten.)

„Es war heut ein ernster Tag für mich“, fuhr George fort. „Ich bin eben an Toten und Verwundeten vorbeigekommen. Sie lagen tot und verwundet — einer Raune Demeters wegen. Da kommen einem merkwürdige Gedanken . . . Du bist schön, Sofie“, er blickte sie freundlich an, „und du hast keine Liebe in deiner Ehe gefunden . . .“

Wieder folgte ein weinliches Schweigen.

„Du weißt“, fuhr sie plötzlich rauh heraus, „du weißt, daß ich eben zu ihm fahren wollte?“

Er schüttelte verneinend den Kopf. Sie ließ ihm keine Zeit zum Sprechen und setzte hinzu: „Weil ich dich hasse!“

Dabei war sie aufgestanden und nahe an ihn herangetreten: „Weil ich dich hasse und dich liebe, und weil du meinen Haß und meine Liebe gleich verachtest“, wiederholte sie.

Er sah ihr in die erregten Augen: „Nicht meinetwegen, deinetwegen gehe nicht hin!“

„Siehst du“, fuhr sie immer leidenschaftlicher fort, „auch das rührt dich nicht! Ich kann deinen Namen durch den Schmutz der Straße ziehen, und du . . .“

„Du irrst“, unterbrach er kalt. „Fürst Demeter hätte mir deiner gestrigen Spazierfahrt wegen Rechenschaft geben müssen, auch wenn nicht alles so gekommen wäre, wie es nun gekommen ist! Doch“, fuhr er wieder freundlich fort — er erinnerte sich, daß er sie vielleicht nie wiedersehen würde — „du trägst wenig Schuld!“

„Ich trage alle Schuld! Denn, George, ich habe dich geliebt, seitdem ich dich zuerst gesehen, mit der Liebe, die nicht fragt, was er ist, und wie er ist! Und als ich meine schönsten Träume erfüllt sah, als ich deine Frau geworden, da dachte ich, der Himmel täte sich mir auf und nun würde ich es dir sagen können. Aber es blieb immer dasselbe. Ich besah dich zum Schein, aber dein Wesen war mir so fern wie in den ersten Tagen. In denen ich dich kennen lernte und Nächte um dich durchweinte. Das ist eben deine Natur, daß du dich nicht gibst! Du hättest mich ja nicht geheiratet, liebtest du eine andere!“

Es war keine Frage, die sie stellte, es war ein Ausbruch der kindlichen Zuvorficht, die noch einmal in ihr erwacht war.

George sagte langsam:

„Und wenn ich nun eine andere liebte?“

„Dann wäre ich glücklich, weil du auch mich dann einmal lieben könntest!“

„Und derweilen fährst du zu Fürst Demeter!“ fiel er höhnend ein. „Nein, Sofie, eine Frau, die sich für verschämte Liebe derartig rächt — die weiß nicht, was Liebe ist! Wir haben uns beide eben durch Phrasen betört! Gib mir die Hand zum Abschied, wir wollen unserer Wege gehen, verzeihe mir, wie ich dir verzeihe!“

Sie war bei seinen letzten Worten in einen Lehnstuhl gesunken.

„Nein, ich verzeihe dir nicht“, sagte sie hart. „Nie verzeihe ich dir, wenn du eine andere geliebt und mich genommen hast, und ich will auch deine Verzeihung nicht!“

Er ging stumm aus dem Zimmer. Die Forderung Fürst Demeters wollte er auf dem Redaktionsbureau erwarten. Ehe er sein Haus verließ, erkundigte er sich, ob vielleicht für ihn ein Brief abgegeben worden sei.

Nein, es war niemand dagewesen.

Als er die Stufen hinabging, fiel ihm aufs Herz, daß Sofie morgen in Verzweiflung sein würde, wenn er — getötet werden sollte, in Verzweiflung, weil sie nicht wenigstens im Guten voneinander geschieden waren. . .

Er war es ihr schuldig, noch einmal zurückzukehren.

Sie lag noch regungslos im Lehnstuhl und starrte tränenlos vor sich hin. Sie hatte gehofft, daß er wieder käme; nun er aber da war, rührte sie sich nicht.

„Ich muß die Nacht auf der Redaktion bleiben“, sagte er. „Gute Nacht, Sofie! Laß die Diener aufbleiben. Ich Sorge mich, daß dir etwas geschehen könnte. Soll ich dich nicht lieber zu den Eltern bringen?“

„Nein, ich ziehe vor, allein hinzufahren.“

„So laß mich dich an den Wagen bringen!“

„Nein, ich will noch etwas warten.“

„Lebe wohl, Sofie“, sagte er darauf.

„Lebe wohl!“

Und er ging fort.

„Und warum sollte ich nicht das Glück haben, den Fürsten zu töten?“ dachte George. Ihm schien das Leben mit einem Mal reizvoll. . . nun er nahe daran war, es zu verlieren.

In diesem Augenblick packte ihn jemand an der Schulter.

Es war eine dunkle Nacht und die Lampen in den Straßen hatte man nicht angezündet. Doch augenblicklich erkannte George den Fürsten Demeter.

„Wir können ja unsere Angelegenheit gleich hier regeln“, sagte Demeter mit höhnischer Stimme. „Wir sparen uns die Sekundanten, und ein paar Tropfen Blut mehr auf dieser Straße merkt man nicht. . .“

„Ich ziehe den gebräuchlichen Weg vor“, entgegnete George ruhig und wollte weiter gehen.

Es war sehr still in der engen Gasse. Sie schien ausgestorben. Fürst Demeter hatte wohl gewußt, wo er George anhielt.

„So schließ ich Sie hier wie einen Hund nieder! Mir paßt ein offizielles Duell nicht!“

George sah sich um. Wenn er Lärm machte, kam vielleicht ein Trupp Soldaten. Aber bis dahin war er erschossen und Fürst Demeter entflohen.

„Hier haben Sie zwei Revolver, wählen Sie, welchen Sie wollen — und schnell!“

„Ich will nicht sterben“, sagte sich George. Traummäßig flogen die ihm lieben Gestalten an seinem Auge vorbei. . . „Ich muß ihn töten.“

George ergriff den Revolver.

„Jeder hat sieben Schüsse“, sagte der Fürst, „und wir hören nicht eher auf, als bis einer von uns erledigt ist . . .“

„Einverstanden“, erwiderte George und begann zu zählen.

Nach dem ersten Schuß stürzte George zu Boden. Fürst Demeter widerstand der Versuchung, ihm der Sicherheit wegen noch ein paar Schüsse in die Brust zu feuern, und kehrte langsam heim.

Es blieb alles still. Man hatte zu viel Schüsse im Laufe des Abends gehört, um sich um einen mehr zu kümmern.

Fürst Demeter bestieg den auf dem Hof seines Palastes ihn erwartenden Reisewagen und fuhr auf sein Gut — geschehen konnte ihm nichts, die Kassen standen ja hinter ihm.

Es war ein Schœc gewesen, den er heute erlitten, aber er hatte ihm wenigstens die Befriedigung eingebracht, daß er ein ihm unangenehmes Gesicht fortan nicht mehr zu sehen brauchte. . . . Beim nächsten Versuch würde der Aufstand doch gelingen! Im übrigen hatte er für den Augenblick gerade genug von der Politik. Er würde jetzt die neue Pflugmaschine, die er selbst verbessert, auf seinen Äckern in Anwendung bringen.

Schade, daß er Sofie gestern hatte entkommen lassen. . . . Der Trost gegen den anderen konnte sie nun nicht mehr reizen. . . . Na . . . es wäre immerhin mal etwas Neues gewesen. . . . Zwar, wäre sie gestern sein geworden, würde das heute schon Vergangene, also eigentlich nie gewesen sein . . .

Fürst Demeter legte sich, die Achseln zuckend, in seinem bequemen Wagen zurecht und schlief ein.

(Schluß folgt.)

## Wilhelm Stolzes stenographische Leidensjahre.

(Zu Wilhelm Stolzes 50. Todestag, 8. Januar.)

Am 8. Januar vor 50 Jahren ist Wilhelm Stolze, der Begründer des nach ihm benannten Stenographiesystems, gestorben. Der junge Stolze besuchte das Gymnasium in der Absicht, Theologe zu werden; aber der allzu frühe Tod seines Vaters, eines ehrsamem Berliner Schuhmachermeisters, und die dadurch hervorgerufene schlechte Vermögenslage in seiner Familie zwangen ihn, kurz vor der Reifeprüfung die Anstalt zu verlassen. Er trat dann im Herbst 1817, damals 19 Jahre alt, als Beamter bei der Berliner Feuerversicherung ein und harzte auf diesem Posten volle 18 Jahre in treuester Pflichterfüllung aus. Neben seiner beruflichen Wirksamkeit aber gelang es Stolze, noch Vorlesungen an der Univerſität zu hören und für sich gelehrt, insbesondere sprachwissenschaftliche Werke zu studieren. Dieser Trieb zur wissenschaftlichen Betätigung veranlaßte ihn auch zum Nachdenken über das Wesen der Kurzschrift. Aus den Tironischen Notizen schien ihm hervorzuſehen, daß auch der deutsche Stenograph in ähnlicher Weise wie Tiro sich an die gewohnten Züge der Volksschrift halten müsse, und daß die bisherige deutsche Kurzschrift, wie Mosengeil, Horſtig und andere sie gelehrt, auf falschem Wege sei. Er selbst fühlte den Verus und auch die Kraft in sich, hier einzugreifen und Besseres zu schaffen. Da erschien im Jahre 1834 Gabelsbergers Anleitung. Stolze erkannte sofort das bahnbrechende Genie dieses Mannes, aber er folgte ihm nicht, da ihm die Kurzschrift im Gegenſatz zu Gabelsberger „als eine allgemein verwendbare Gebrauchsschrift, als ein Mittel zur leichteren und schnelleren Erledigung der täglichen Schreibarbeit“ vorschwebte und er dazu beitragen wollte, daß die Stenographie „ein Eigentum des ganzen deutschen Volkes werde.“ Der Gedanke, ein Reformator der deutschen Kurzschrift zu werden, beschäftigte ihn so sehr, daß er im Alter von 37 Jahren, in dem andern an eine Festigung ihres Bezweckes denken, seine sichere und nach damaligen Verhältnissen gutbezahlte Stellung aufgab, um sich ganz der Kurzschrift widmen zu können. Er nahm das Kreuz eines Erfinders auf sich, es begann jetzt für ihn eine Leidenszeit, die fast anderthalb Jahrzehnte währte. Unermüdlich mußte er tätig sein, um durch Unterricht den notdürftigen Unterhalt für die

Familie zu bestreiten. Daneben arbeitete er fleißig an seinen stenographischen Versuchen und an der Erweiterung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse. Ein hartnäckiges Lungenleiden zwang ihn, diese anstrengende Tätigkeit aufzugeben und auf den Rat des Arztes eine Materialwarenhandlung zu eröffnen, deren Betrieb ihn zu körperlicher Bewegung nötigen sollte. So stand Wilhelm Stolze nun den Tag über hinter dem Ladentisch und schrieb in der freien Zeit seine Stenographie. Dabei war gerade diese Zeit die fruchtbringendste seiner kurzſchriftlichen Tätigkeit.

Das Geschäft brachte freilich Stolze nur Trübsal und empfindliche Verluste, so daß er sich kurzerhand entschloß, den Laden wieder aufzugeben. Zum zweiten Male setzte er seine Lebensstellung aufs Spiel; zwei Jahre hindurch, von 1838 bis 1840, lebte er nun von früheren karglichen Ersparnissen, vom Verkaufe seiner Bücher und von der Unterstützung durch hilfsbereite Freunde. Auch jetzt ging in der Kurzschrift die praktische Erprobung des Gefundenen mit der theoretischen Arbeit stets Hand in Hand. Im Februar 1840 hatte Stolze sein „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht“ abgeschrieben, im Herbst desselben Jahres legte er den Entwurf des Lehrbuches dem preußischen Kultusministerium mit der Bitte um Unterstützung bei dessen Herausgabe vor. Er erhielt denn auch vorſchubweise die Summe von 282 Talern. Nunmehr widmete sich Stolze ganz dem Unterricht in seiner Schrift. Unter seinen ersten Schülern waren sieben Offiziere des Großen Generalstabes, die auf ergangenen Befehl die Kurzschrift bei ihm erlernen, darunter die in der neueren deutschen Geschichte hellleuchtenden Namen Noon, Voigts-Rheß und Falkenstein. Aber andere Schüler blieben aus; Stolze kam wiederum in die drückendste Lage und sah sich genötigt, um das Leben zu fristen, ein kleines Posamentiergeschäft zu eröffnen. Er selbst verzweifelte an allem und dachte allen Ernstes daran, seinem Vaterland den Rücken zu kehren. Dazu kam eine langwierige, schwere Erkrankung. In dieser Zeit der tiefsten Not fiel die Beratung über die parlamentarische Verwendung der Stolzeschen Kurzschrift. Stolze selbst bildete sich zum Praktiker aus, und im April 1847 zogen acht Stolzeaner als Kammerstenographen in den ersten vereinigten Landtag Preußens ein. Infolge widriger Umstände wurde aber schon nach ganz kurzer Zeit Stolze mit dreien seiner Schüler entlassen. Das traf ihn um so härter, als auch in seinem Familienleben ein Unglücksfall dem anderen folgte. Endlich brachte der Umschwung der politischen Verhältnisse in Preußen eine glückliche Wendung in dieses dunkle Geschick. Stolze wurde 1848 wieder Stenograph der 2. Kammer, 1850 war er beim Unionsparlament in Erfurt tätig und bald darauf Vorsteher des Stenographischen Bureaus des Preußischen Abgeordnetenhauses. Damit war die stenographische Leidenszeit Stolzes zu Ende. Er starb am 8. Januar 1867. Seine dankbaren Schüler haben ihm auf dem Domfriedhof in Berlin ein schlichtes, aber würdiges Denkmal errichtet, das in vergoldeten Zügen die Inschrift trägt: „Dein bestes Denkmal ist dein Werk.“



### Aus der Kriegszeit.

Zwei Jahre Kriegsmännerchor. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Nicht achillos darf man, weder im Felde noch in der Heimat, an der Tatsache vorübergehen, daß der Kriegsmännerchor in Raon jetzt auf ein zweijähriges Bestehen zurückblicken kann. Ein erhebliches kulturelles Gelingen spricht sich darin aus, von den westlichen Truppen mit Dankbarkeit empfunden, von der Heimat mit Hochachtung zu vermerken. Am 11. Dezember 1914 trat zum erstenmal der feldgraue Chor in der Kathedrale zu Raon zu einer musikalischen Kriegsbandacht an, am heiligen Abend war sein erstes öffentliches Wirken. Von da an verzeichnet er in seiner Geschichte nicht weniger als 370 Chorproben, 155 „musikalische Andachten“ und 86 weltliche Konzerte (heitere und ernste Liederabende), gar nicht zu reden von seinen zahllosen Mitwirkungen bei Gottesdiensten und irgendwelchen ersten oder festlichen Anlässen. Welche Summe von Arbeit, von künstlerischer Hingabe jedes einzelnen steht darin! Nur durch fast tägliche Proben mit einer häufigem Wechsel ausgesetzten Schar feldgrauer, zumeist garnisondienstfähiger Sänger konnte die hohe künstlerische Linie innegehalten werden, die

der Chorleiter, Professor Dr. Fris Stein (Jena-Meiningen), von Anfang an den Leistungen aufprägte. Und die Programme, die zeitlich die ganze Musikgeschichte umspannen, dürfen als Muster stilvoller Einfachheit, musikalisch volksbildnerischer Arbeit gelten. Häufig fanden sie Bereicherung und Abwechslung durch Solisten. Durch fast regelmäßige Teilnahme haben sich die Konzertsängerin Agnes Braunsfeld — im Schwesterngewand — und der Konzertsänger Reinhold Gerhardt — als selbstgrauer Gestirte — besondere Verdienste erworben. Auch Elena Gerhardt hat gastweise den Laoner Konzerten ihre hohe Kunst geliehen. Daß der Kriegsmännerchor seine künstlerische Tätigkeit keineswegs an Laon gebunden hat, hat ihm fast die ganze Westfront zu Freunden gemacht. In wie vielen Unterkunftsorten, Waldlagern, ja Höhlen, von den Argonnen bis hinauf nach Flandern und zur Nordseeküste, hat er nicht seine Stimme erschallen lassen, mit deutschem Sang und deutschem Lied Tausenden und Aber-tausenden von Kämpfern frohe, kriegsvergessene Stunden bereitet! Von Herzen dankbar waren alle, die ihn hören durften. Sie werden die künstlerisch weisevollen Genüsse nicht hinter der Schlachtfrent nie vergessen. Nicht gering drückt sich der Dank aus in den freiwilligen Spenden, die nach der musikalischen Andachten eingingen; die stattliche Summe von rund 25 000 M. konnte dadurch für Kriegswohlfahrt gesammelt werden. (ab.)

Von Brüssel französischen Bühnen. Da im Gegensatz zu den flämischen Zentren Antwerpen und Gent das Wallonentum sich in Brüssel konzentriert, sind auch die meisten Brüsseler Bühnen französisch, mit Ausnahme von zwei Bühnen, einem Operetten- und einem Volkstheater. Die nähere Betrachtung der Eigenart dieser Bühnen, ihrer Darbietungen sowohl wie ihres Publikums, ist für uns insofern von Interesse, als sie in einer gewissen Grenze die besondere Art des in Brüssel modischen Franzosentums kennzeichnet. Wie der durchschnittliche Brüsseler Mittelstand sein erprobtes Ideal in dem eleganten und beweglichen Pariser erblickt und dabei selbst doch im Vergleich zu den Pariser ein Provinzler blieb, so ist auch in den Brüsseler Theaterverhältnissen, wie Dr. A. Schacht sie in den „Grenzboten“ anschaulich schildert, dieselbe charakteristische Mischung zu erkennen. Auch die großen Bühnen, deren Dekorationen Freund vortäuschen wollen, haben fast immer eine gewisse altmodische Pracht, die behäbiger ist als der Pariser Blüthenprunk und an ruhigere, der Vergangenheit angehörende Zeiten gemahnt. Auch unter den Schauspielern merkt man neben großer Gewandtheit häufig das durch seine Vorliebe für schmetterndes Pathos charakterisierte Anfängertum. Da die Belair infolge ihrer Bewunderung für Paris den französischen Spielplan bevorzugen, haben auch die meisten belgischen Autoren den Schauplatz ihrer Stücke nach Paris oder zumindest nach Frankreich verlegt. Den architektonisch angenehmsten Raum unter den Brüsseler Bühnen hat das Théâtre Molière, das hauptsächlich von der besten bürgerlichen Gesellschaft besucht wird, die es immer aufs neue mit den Jahr für Jahr gegebenen altmodischen Zugstücken wie „Kamelendame“ und „Güldenbesitzer“ erfreut. Die Pariser Boulevardstücke, wie z. B. die Arbeiten von Henri Lavedan und Henri Bernstein, werden in der „Olympia“ und im „Winter-Palace“ gespielt, die mehr auf Erotik abzielenden Schwänke der Pennequin und Genossen sieht man im „Gaité“, wo ihnen jedoch mangels entsprechender Darstellung auch der letzte Reiz der Komik genommen wird. Von künstlerischem Wert ist in Brüssel nur ein einziges französisches Theater, nämlich „La Bonbonnière“. Mit seinen 200 Plätzen bildet es einen intimen Raum, in dem zwar schwankhafte, aber wichtige Einakter sehr geschickt inszeniert und auch mit ehrlichen künstlerischen Mitteln dargestellt werden. Den echten Brüsseler Lokalgeist hingegen kann man erst in den Revue-Theatern beobachten. Die Brüsseler Revue unterscheidet sich von den sonstigen bekanntesten internationalen Revuen dadurch, daß sie intimer sind. So wird häufig der Theatersaal in die Handlung hineingezo-gen (durch das Erscheinen von Darstellern im Parkett) und auch sonst wird sehr deutlich auf einen möglichst starken Kontakt mit dem Publikum hingearbeitet. Gegenwärtig ist die Art dieser Revuen für das Brüsseler Leben charakteristisch. Neben der Feuerung der Lebensmittel werden hauptsächlich die Faulheit der Arbeitslosen, die ebenfalls an Faulheit grenzende Langsamkeit der Handwerker und der geradezu krankhafte Neugierheits-hunger der Straßensugend bespöttelt. Hierbei bedient man sich meist des Brüsseler Dialekts, der eine Art breites Französisch, vermischt mit flämischen

Ausdrücken, darstellt. Die Brüsseler Revue ist nicht scharf und witzig wie die Pariser, sondern eher gemütlisch und gewissermaßen burlesk aus Kraftgefühl. Die Volksart kennzeichnet sich am besten in den Volksspielen, wie z. B. in der beliebten „Familie Kleprens“. Dieses Stück spielt wie alle seiner Gattung in Kleinbürgerlichen Verhältnissen und arbeitet mit volkstümlichen Typen und volkstümlichen Redensarten. Es wird auch viel von Geld gesprochen, von alltäglichen Sorgen und leichtgläubiger Hoffnungen, und das große Los, das zum Schluß gezogen wird, spielt natürlich keine unwichtige Rolle. Bemerkenswert ist die Häufigkeit von Trunksitzungen, deren geradezu meisterhafte realistische Darstellung aber eher bedenklich als bewundernd stimmt. Das Publikum aber scheint über solche Szenen, wenn z. B. Mutter und Tochter den betrunkenen Vater zu Bett bringen, äußerst erfreut zu sein, da bei solchen „Witzlingen“ das ganze Parkett sich vor Lachen schüttelt. Zu bemerken ist auch noch, daß Essen und Trinken in diesen Stücken ebenfalls sehr beliebt sind und Gelage häufig und mit großem Behagen vorgeführt werden. So ist in Wirklichkeit, vielleicht mit einziger Ausnahme, der „Bonbonnière“, keine der französischen Bühnen Brüssels auch von echt französischem Wesen erfüllt.

Das sorglose New York. Nach einer Schilderung des amerikanischen Berichterstatters der „Daily News“ ist New York gegenwärtig als die sorgloseste Großstadt der Welt zu bezeichnen. „Noch niemals“, so schreibt der englische Journalist mit einiger Bitterkeit, „gab es in New York so viel Lächeln und Frohsinn wie in der gegenwärtigen Zeit. Die Broadway ist nachts beleuchtet wie zu einem Fest, und das Leben ist noch lebendiger und unbeherrschter als bisher. Jeder Geschäftszweig, mit Ausnahme des Wätereigenerbes, blüht wie noch nie. Man hat bei gesellschaftlichen Zusammenkünften den Eindruck, als ob jedermann von seinem neuem Kraftwagen spräche, von den glänzenden Kriegsaufträgen, mit denen seine Fabrik überhäuft ist, und von seinen ungeahnten Einkünften während der letzten 12 Monate. Immer wieder wird man gefragt, wie lange der Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach dauern werde. Denn der Durchschnittsamerikaner fühlt sich gerade jetzt als der glücklichste Mensch der Welt, er ist fern vom Kriege und fest entschlossen, sich auch weiterhin von allen Gefahren fern zu halten. In seinen Zeitungen spielt der Krieg schon lange keine führende Rolle mehr. Er hört nicht täglich Auseinandersetzungen über Ostfront und Westfront, er denkt nur daran, möglichst viel Geld zu machen und läßt im übrigen die Weltereignisse laufen wie sie wollen. Ja, wenn man ihm näher auf den Zahn fühlt, wird er sogar versichern, daß er für das Wohl der Welt alles tut, was in seiner Macht liegt. Er hat den Krieg als Geschäft erfaßt und betrachtet ihn in den meisten Fällen heute überhaupt nur noch von diesem Standpunkt aus. Viel wurde in Europa über den neuen Reichtum Amerikas gesprochen und geschrieben. Tatsächlich ist es schwer, den Reichtum stark genug zu schildern. Amerika besitzt heute ein Drittel des Goldbesitzes der ganzen Welt und hat in seiner industriellen Tätigkeit den Höchstgrad der ihm überhaupt möglichen Entfaltung erreicht. Wie sehr man dabei den Krieg selbst vergißt, geht aus der leicht zu beobachtenden Tatsache hervor, daß heute nirgends in Amerika mehr auf den Krieg bezügliche populäre Lieder ge-sungen werden, wie dies noch im Vorjahre der Fall war. New York singt heute nicht, sondern es tanzt. Die New Yorker tanzen jede Nacht und selbst jeden Nachmittag in jedem Hotel, in jedem Restaurant. Un- abendlich verfallen ganze Stadtteile in ein wahres Tanzdelirium. Das in groben Zügen der Hauptgedanke, den man von New York der Gegenwart erhält.“

Die Whisky-Polonäse. Die Engländer, die sich noch vor kurzem über das Warten vor den Lebensmittelgeschäften in Deutschland, volkstümlich Lebensmittelpolonäsen genannt, lustig machten, müssen nun selbst oft und lange vor den Säden harren, um wichtige Lebensmittel zu erhalten. Weniger bedeutungsvoll vom Standpunkt der Ernährungsfrage, dafür aber höchst charakteristisch für die Haltung der Bevölkerung gegenüber dem Alkohol trotz aller Ermahnungen und Gegenmaßnahmen sind die Whisky-Polonäsen in englischen Städten — die neueste britische Kriegsernährungsgesellschaft. In Glasgow z. B. mußte auf dringendes Verlangen des Publikums vor Neujahr für anderthalb Tage das Whiskyverkaufsverbot aufgehoben werden, damit die Bevölkerung sich wenigstens für den Neujahrstag mit dem bei festlichen Anlässen scheinbar unerläßlichen „Stoff“ versorgen könne. Die Folge davon war, daß man an allen Straßenecken die aufgedehnten

Wohl Polonäsen erblühte, und zwar waren bemerkenswertere Weise unter den auf Whistly Gartenden die Frauen noch bedeutend zahlreicher als die Männer. Jedenfalls ist dies nicht gerade ein erbauliches Vorzeichen für das neue Jahr.

**Vernichtung von Tieren durch Elektrizität.** Verschiedene Gründe erfordern in allen bewohnten Gegenden eine sogenannten amtliche Vernichtung von Haustieren. Es handelt sich hierbei meist um die Tötung von Hunden, Katzen und Pferden, die entweder heckenlos oder altsechswach oder unheilbar erkrankt sind. Diese Tötung erfolgt bei uns durch Vergiften, Erschießen, Erschlagen usw. Wo die Notwendigkeit derartiger Tötungen ziemlich groß und dauernd ist, also in allen Städten, wäre die Einführung besserer Methoden am Platze, da bei den genannten die Tiere häufig unnötig leiden müssen und die Gesundheit, ja manchmal sogar das Leben der zur Tötung Angestellten durch den Umgang mit den geängstigten Tieren häufig gefährdet sind. Eine solche neue Methode zur Vernichtung von Tieren wurde, wie der „Prometheus“ dem „Scientific American“ entnimmt, in den amerikanischen Staaten eingeführt. Und zwar handelt es sich um eine besondere Apparatur, mit welcher die Tiere durch den elektrischen Strom getötet werden. Zur Elektrifizierung von Hunden z. B. gebraucht man eine Zelle, deren Inneres elektrisch isoliert ist und deren Boden aus einer Metallplatte besteht. An den Seitenwänden der Zelle sind Metallstangen mit Ringen und Schnapphaken angebracht. Der Zellenboden und die Stangen bilden die beiden Pole der Hochspannung. Zur Tötung wird dem Hund ein biegsames Metall Halsband übergezogen, und er wird so an den Schnapphaken angehängt, daß er vollkommene Bewegungsfreiheit innerhalb der Zelle hat. Durch das Schließen der Türe werden die Sicherheitskontakte geschlossen, das Einschalten des Stromes bewirkt einen elektrischen Schlag, der den Hund sofort bewußtlos macht, und wenn man nach ungefähr 30 Sekunden die Türe wieder öffnet, ist das Tier tot. Zur Tötung von Katzen und ähnlichen kleinen Tieren werden kleinere Behälter mit Metallplatten verwendet, das Töten erfolgt ebenfalls durch Schließen des Deckels, was automatisch einen elektrischen Schlag bewirkt. Die Vorzüglichkeit dieses Systems ist dadurch bewiesen, daß bei den getöteten Tieren auch die geringste Spur jeglichen Todeskampfes fehlt. Die Hauptsache ist, daß der elektrische Strom genügende Spannung hat, um den Widerstand von Haar, Horn und Haut zu überwinden, und daß der durchgehende Strom genügend kräftig ist, um die Lebenstätigkeit augenblicklich auszuschalten. Dann muß nur der Strom so lange unterhalten werden, bis durch den „elektrischen Schlag“ der Tod eintritt. Der Verbrauch an Elektrizität zur Tötung eines Tieres ist außerordentlich gering; bei den amerikanischen Versuchen ergab sich bei Anschluß an die örtliche Lichtleitung, daß eine Kilowattstunde zur Tötung von 800 bis 1000 Tieren ausreicht. Demnach ist die Methode lächerlich billig, nur die Einrichtung der Anlage erfordert einen einmaligen Kostenaufwand, der aber im Verhältnis zu dem praktischen Wert äußerst gering ist.

**Das Grammophon im Straßenbahnwagen.** Eine neue Einrichtung, die man sozusagen als Straßenbahnstaffner-Erfah bezeichnen könnte, wird gegenwärtig in Liverpool eingeführt. Um die Schaffnerinnen von der Anstrengung des Ausrufens der Haltestellen zu befreien, werden nämlich in die Betriebswagen der Straßenbahn Apparate in Gestalt kleiner Grammophone eingebaut, die automatisch beim Stillstehen an jeder Haltestelle in Betrieb gesetzt werden und dann den Namen der betreffenden Haltestelle im Wagen ausrufen.

**Ein Ballabend am ägyptischen Hofe.** (Zum Gedächtnis des 25. Todestages des Khediven Tanfil und der Thronbesteigung des dritten Khediven, 7. Januar.) Ein Vierteljahrhundert ist am 7. Januar dieses Jahres verstrichen, seit der frühere Herrscher des ehrwürdigen Pharaonenlandes Tanfil (die Engländer schrieben Tewfik) Pascha die Augen für immer schloß und sein ältester Sohn Abbas II. Fikri als dritter Khedive den Thron seiner Väter bestieg. Solange der Weltkrieg noch nicht die dortigen Zustände ganz der englischen Willkür überantwortet hatte, die bekanntlich neuerdings das Land unter einem „Sultan“ von Englands Gnaden an das britische Weltreich anzugliedern wußte, erfreute sich der Khedive immerhin, bei aller Anhänglichkeit von dem britischen Bevollmächtigten, einer gewissen Selbständigkeit. Er empfing die Vertreter der fremden Mächte, erteilte Audienzen, er-

nannte, wenn auch in Übereinstimmung mit England, seine Kairo, einem höchst nüchternen, ausgedehnten, Kasernen-Minister und veranstaltete in dem Winterpalast Abdin in mächtigen Bau, glänzende Hoffestlichkeiten. Es war, so schreibt uns ein Mitarbeiter, am Anfang der 90er Jahre, als ich eine Einladung zu einer der üblichen Ballfestlichkeiten empfing, die der Khedive von Zeit zu Zeit gewissermaßen zu Ehren der fremden Kolonien zu geben pflegte und zu denen alles, was irgendwie von Rang und Stand war, eingeladen wurde, auch ohne am Hofe förmlich vorgestellt zu sein. Die Einladung, mit der Khedivialen Krone geschmückt und französisch abgefaßt, lautete auf 10 Uhr abends und schrieb „trac et decorations“ vor. Für nichtmilitärische Beamte war die „Stambulina“ vorgeschrieben, eine Art einreihiger Gehrock mit Stehkragen, dazu der dunkelrote „Taruusch“ (Fes), Militärs erschienen in Uniform. Als wir Punkt 10 Uhr vorfuhr, erglänzte über dem Portale eine aus einer Anzahl roter Lämpchen zusammengesetzte riesige türkische Fahne, Halbmond und Stern erstrahlten silberweiß. Sogleich erschien dienstbeflissen ein Hofbeamter in reichgestickter Uniform, nahm uns in Empfang und geleitete uns die Stufen empor. Dann überließ er uns unserem Schicksale. Denn vor dem Portale fuhr Wagen auf Wagen vor, denen er die gleiche Ehre des Empfanges zu erweisen hatte. Nun standen wir ratlos da, vor uns eine unendliche Flucht vornehm, aber durchaus europäisch eingerichteter Zimmer, jedes freilich in einem anderen Geschmack, wobei das Pariser Rokoko vorherrschte. Waren nicht die wirklich kostbaren echten arabischen Teppiche, mit denen die Fußböden sowie die an den Wänden hinlaufenden Divans belegt waren, sowie die niedlichen, mit Elfenbein ausgelegten Taburette gewesen, so würde nichts daran erinnern, daß wir uns im Heim eines orientalischen Fürsten befanden. . . . Allmählich kam bei der Vorstellung der Gäste, die der Khedive in einem besonders geräumigen Zimmer entgegennahm, auch die Reihe an uns. Wir vorbeugen uns unter Nennung von Namen und Stand, dann folgt der obligate Händedruck, und wir haben die Ehre der Bekanntschaft Sr. Königlichen Hoheit. . . . Nach der Vorstellung drängte es uns, zu sehen, wie man im ehrwürdigen Pharaonenlande tanzt. Die zierliche, mit dem unvermeidlichen Kleistifte versehene Tanzkarte, die natürlich mit der vizeköniglichen Krone geschmückt war, wies nicht weniger als 10 „Walse“, 5 „Polka“, 3 „Quadrillen“ und je einen „Lancier“ und „Galopp“ auf, also ganz international, wie die bunte gemischte Gesellschaft selbst. Nachdem wir eine Zeitlang dem lustigen Treiben in dem nicht großen Tanzsaal zugehört hatten, traten wir einen Rundgang durch die verschiedenen Gemächer an, die alle von auf- und abflutenden Gästen gefüllt wurden. Am meisten interessierte uns ein Saal, in dem an 6-8 Tischen, von ehrwürdigen weißbärtigen Moslemin, zwischen denen vereinzelt auch ein jüngeres Männerantlitz auftauchte, mit französischen Karten dem Spielstapel gehulbt wurde. . . . Punkt 12 Uhr, gerade zur Geisterstunde, wurde das große Büfett eröffnet. Umgeben von einigen Prinzen und den Großwürdenträgern, die in ihren goldgestickten Uniformen selbst am abtastenden von den in schlichtes Schwarz gekleideten Fürsten, nahe der Khedive und gab, indem er eine der bereitstehenden Delikatessen sich reichen ließ, das Zeichen zum Beginn des Soupers. Es war ein internationales Menu, zumal, wenn man die Weine dazu nimmt, die ihrer Herkunft aus aller Herren Ländern alle Ehre machten. Daneben türmten sich riesige Orangenpyramiden, deren Früchte geschmackvoll und originell mit Fähnchen in den Landesfarben der unter den Gästen vertretenen Nationen geschmückt waren. Mit Genehmigung nahmen wir unsere teuren Farben Schwarz-Weiß-Rot, wahr, friedlich neben der Tricolore Frankreichs und dem Union-Jack Englands Deutschlands Macht verkörpernd, die sich selbst hier in dem fast ausschließlich britischen Einflußbereich wohlverdienten Ansehens erfreute. . . . Das Fest nahm seinem Ende. Wir traten ins Freie. Im Osten graute bereits der Morgen und umwoh die „ewigen Steine“ der Pyramiden mit zartem Dufte. Sie haben manchen Wechsel im Lande geschaut, aber vielleicht keinen so demütigenden wie den jetzigen. Möchten sie bald eine neue schönere Zukunft für ihre ehrwürdige Heimat heraufdämmern sehen!